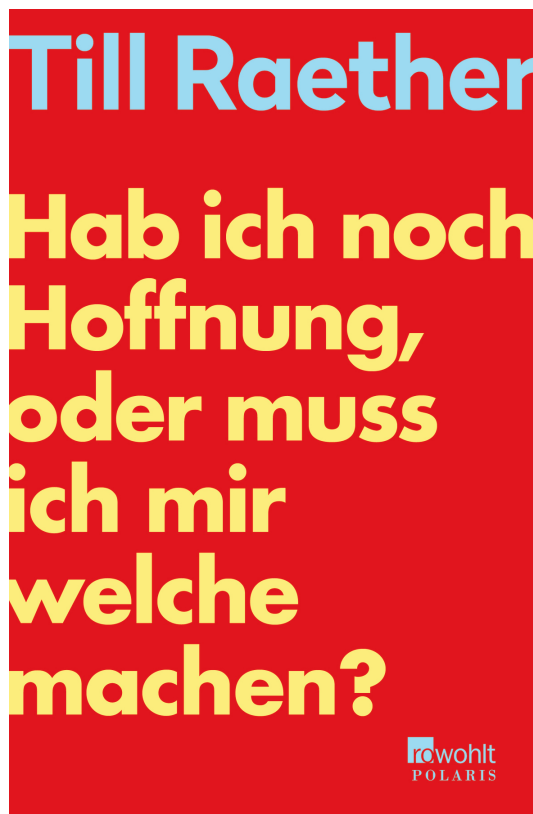


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01186-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Till Raether

**Hab ich noch Hoffnung,
oder muss ich mir welche
machen?**

Rowohlt Polaris

Die Arbeit des Autors wurde gefördert durch ein
Zukunftsstipendium der Behörde für Kultur und Medien
Hamburg.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Januar 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2023 by Till Raether

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE

Werbeagentur, Zürich

Satz aus der DTL Haarlemmer

bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-499-01186-3

1. Wichtigtuerei und Überheblichkeit

Wir saßen vor dem Fernseher, als das Telefon klingelte. Meine Mutter ging ran und kam kurz danach zurück: «Für dich.» Ich begab mich zur Schrankwanddecke, wo das Telefon stand, und setzte mich auf den Stuhl mit dem geflochtenen Polster. Das musste man bei uns, um bequem telefonieren zu können, das Telefonkabel war so kurz, dass man den Apparat kaum anheben, geschweige denn woandershin mitnehmen konnte. Durch die offene Zimmertür konnte ich weiter auf den Fernseher schauen. Ich war noch recht gefesselt von dem Film, der da lief. Aber das änderte sich schlagartig, als ich durchs Telefon hörte: Die Amerikaner fliegen einen Angriff. Wir müssen etwas tun.

Ich bin nicht in einem Kriegsgebiet aufgewachsen, mein Leben war nie durch Hunger, Gewalt, Armut oder Naturkatastrophen bedroht. Die Umstände in diesem April 1986 waren vergleichsweise undramatisch. Neun Tage zuvor hatte es in West-Berlin, wo ich lebte, einen Anschlag auf eine Diskothek gegeben, das La Belle. Drei Menschen starben, 229 wurden verletzt. Menschen, die meinem Alter und meiner Lebenswirklichkeit nah waren: Ich war siebzehn. Allerdings ging ich nur selten in Discos. Meine Themen waren Bücher, Zeitungen, Mädchen und Angst vor dem Atomkrieg, ein bisschen auch vor dem Waldsterben und dem sauren Regen. Ich erinnere mich, dass das Attentat aufs La Belle in der Zeitung stand und dass

wir zu Hause darüber sprachen. Ich erinnere mich, dass ich schockiert war und dass ich mir die Situation mit Entsetzen ausmalte. Aber ich war nicht besonders alarmiert.

6 Das lag einerseits daran, dass ich mir mehr Sorgen über das atomare Wettrüsten machte als darüber, ich könnte Opfer eines Anschlags werden. Terrorismus gehörte zu unserer Lebenswirklichkeit. Drei Jahre zuvor hatte mein Vater aus seinem Büro an der Uhlandstraße angerufen, um uns zu sagen, dass gegenüber im Maison de France eine Bombe explodiert sei, im Hintergrund hörte ich Sirenen. Wir, und damit meine ich Kinder und Jugendliche in meinem Alter, arrangierten uns damit: Wenn wir auf Kursfahrt in London waren, waren die Mülleimer zugeschweißt, damit die IRA keine Bomben darin verstecken konnte. Also steckten wir uns den Müll in die Jackentaschen. Seit dem Anschlag auf das Münchner Oktoberfest 1980 ging ich nicht mehr auf den Rummel. Fast eine Art Kaltblütigkeit, die sich auch in meiner Reaktion auf die Toten und Verletzten vom La Belle zeigte: Es war schlimm, und manchmal kam es näher, aber es war Teil unseres Lebens. Es fühlte sich an, als könnte man nichts dagegen tun, außer sich zu arrangieren.

Wie aber sollte man sich arrangieren mit der Gefahr eines Krieges? Der unweigerlich zu einer atomaren Auseinandersetzung führen und uns alle auslöschen würde?

Am Telefon war jemand von der SV, der Schülervertretung. Die nicht nur aus den Klassensprechern bestand und den Schulsprechern und ihren Stellvertretern¹, sondern die sich vor

¹ Ich verwende in diesem Buch gendergerechte Sprache, aber nicht ausschließlich: Wenn ich aus der Zeit berichte, als es diese Sprache in meiner Welt noch nicht gab, möchte ich die damaligen Begriffe wiedergeben.

allem auch als politisches Gremium verstand. Die SV wurde aktiv, wenn es darum ging, dass es auf den Schul-Toiletten kein Klopapier gab oder dass einige unserer Lehrkräfte noch sehr geprägt durch die Nazizeit waren und sich entsprechend äußerten. Vor allem aber wurde die SV aktiv, um Demonstrationen zu organisieren. Für Hausbesetzungen, gegen Polizeigewalt, gegen den NATO-Doppelbeschluss.

7

Die USA hatten den libyschen Diktator Gaddafi als Urheber des Attentats aufs La Belle ausgemacht. Die Disco war beliebt bei in Berlin stationierten US-Soldaten, daher galt der Anschlag als Angriff auf die USA. Präsident Ronald Reagan ließ nun von Kampfjets Ziele in Libyen bombardieren. Vergeltungsschlag nannte und nennt man das. Fünfzehn Zivilist*innen starben. Die SV hatte über den Berliner Schülerrat, die Vertretung aller Schulsprecher, eine Telefonkette organisiert: Die Schulsprecher riefen die Klassensprecher an, die jetzt die Telefonliste ihrer Klasse abtelefonierten. Oder zumindest jene anriefen, von denen sie glaubten, sich politisch auf sie verlassen zu können. Denn es ging darum, einen Schulstreik zu organisieren, aus Protest gegen die, wie man damals sagte, Kriegstreiberei der US-Amerikaner. Der Schülerrat hatte eine Demo für den nächsten Vormittag angemeldet, während der Schulzeit. Als Zeichen für den Frieden. Weil man mit Gewalt nicht auf Gewalt antworten durfte.

Ich weiß nicht mehr, ob ich den Anruf bekam, weil ich Klassensprecher war oder weil ich als politisch engagiert galt. Jedenfalls war ich bald mit ein paar anderen Leuten aus meiner Klasse am Telefon. Meine Mutter wunderte sich, warum ich aus unserem Fernsehabend ausgestiegen war, aber ich war aufgeregt, fast euphorisch, ich hatte jedes Interesse an irgendeinem Filmklassiker im dritten Fernsehprogramm

verloren. Ich versuchte, ihr die Situation zwischen zwei Telefonaten möglichst knapp und eindringlich zu umreißen. Was Unerhörtes passiert war, was wir dagegen tun mussten, wie wenig Zeit wir nur noch hatten, bis die Ersten schon im Bett liegen und nicht mehr ans Telefon gehen würden. Es gelang mir nicht, ihr diese Dringlichkeit zu vermitteln. Wie wichtig sich das für mich anfühlte. Wichtigtuerei, das ist uns und mir kurz darauf vorgeworfen worden, unter anderem. Ich sagte Schulstreik, meine Mutter war nicht begeistert.

Am nächsten Tag gingen wir demonstrieren statt zur Schule, gegen die US-Angriffe auf Libyen.² Anders gesagt, wir schwänzten, um auf der Straße rumzubrüllen. Ich weiß nicht mehr, wie viele aus unserer Schule dabei waren, als wir in Schöneberg in der Nähe des West-Berliner Rathauses demonstrierten. Aus meiner Klasse, denke ich, waren wir sechs oder sieben Leute. Ich erinnere mich auch hier an ein Gefühl von Wichtigkeit, von Bedeutung: Was wir taten, hatte einen Sinn. Meine Freundin hatte ein paar Äpfel und Brote in ihrem selbst genähten Rucksack, zu trinken hatte man damals irgendwie nie dabei. Ich sehe diesen gestreiften Rucksack noch vor mir. Und ich erinnere mich deutlich, dass ich es, wie bei anderen Demos davor und danach, unangenehm und peinlich fand, mich an Sprechchören zu beteiligen. Unweigerlich mündete jede USA-kritische Demonstration damals in ein skandiertes «U-S-A, In-ter-na-tio-naaaale Völker-mord-zen-traaaale». Erstens ein seltsames Wortbild, zweitens und vor allem: absurd und

² Die Einschätzung, Libyen hätte den Anschlag auf die Diskothek La Belle veranlasst, war zutreffend: Vor verschiedenen Gerichtshöfen wurde Libyen für schuldig befunden und zahlte bis weit in die 2000er-Jahre über 300 Millionen Dollar Entschädigung an die Opfer und die Hinterbliebenen der Toten.

geschichtsvergessen, von deutschem Boden aus andere Länder zu «Völkermordzentralen» zu erklären.

Aber davon abgesehen war ich froh. Das änderte sich auch nicht, als wir am nächsten Tag zum stellvertretenden Schulleiter zitiert und von ihm offiziell, mündlich und schriftlich, getadelt und zum Nachsitzen und zu einem Besinnungsaufsatz verdonnert wurden. Er hielt uns eine Standpauke (verdonnern und Standpauke, Fachbegriffe aus der damaligen Zeit), an die ich mich besonders deshalb erinnere, weil das Wort «Hybris» darin vorkam, und weil mein Freund Andreas tat, was ich mich nicht traute. Nämlich zu fragen, was «Hybris» bedeutet.

«Arroganz und Überheblichkeit», erklärte Herr M. «Es ist überheblich von euch zu glauben, ihr könntet mit so einer Schüleraktion die Weltpolitik beeinflussen.» So ungefähr. Und: Es sei überheblich, dass wir glauben würden, wir könnten die Situation besser durchblicken und beurteilen als die Politiker.³

Mein Vater, ein unverbrüchlicher Atlantiker, war wütend und verständnislos. Er fragte, warum wir nicht gegen Libyen demonstriert hätten, warum wir nie gegen die Menschenrechtsverletzungen in der Sowjetunion und in der DDR protestierten, immer nur gegen unsere Verbündeten.

Mir schien die Antwort klar: Eben gerade, weil es unsere Verbündeten waren. Weil wir die, deren Werte wir zu teilen meinten, doch als Erste kritisieren mussten. Weil wir, wenn wir gemeinsame Maßstäbe haben wollten, doch besonders streng sein mussten. Es klang für meine Ohren recht clever, vielleicht sogar ein bisschen klug. Aber stimmte es?

Leider habe ich den Aufsatz nicht mehr, den wir in der

³ Im November 1986 verurteilte die UN-Vollversammlung die USA, weil der Angriff auf Libyen am 15. April das internationale Völkerrecht verletzt hatte.

Woche darauf beim Nachsitzen schreiben mussten. Es war so eine «Breakfast Club»-Situation, oder ihr näher, als ich sonst je wieder gekommen wäre. Die Frage, die wir beantworten sollten, lautete in etwa, ob wir Schüler über Recht und Gesetz stünden, und warum nicht.

10 Die eigentliche Frage war doch aber: Warum hatten wir das gemacht, warum hatte es sich so wichtig und so richtig angefühlt, warum ging es mir so gut dabei?

Ich habe in den letzten dreißig, fünfunddreißig Jahren immer wieder mal darüber nachgedacht. Man kann sich leider nicht aussuchen, welche Lebensereignisse einem noch Jahrzehnte später merkwürdig präsent sind. Aber ich glaube, die unwillkürliche Auswahl bedeutet etwas. Meist habe ich in der Erinnerung an meinen Bomben-auf-Libyen-Protest ein besonders schillerndes Beispiel für den Rausch jugendlicher Überheblichkeit, für im Nachhinein unfreiwillig komische Wichtigtuerei und Selbstgerechtigkeit gefunden. Und gestaunt, wie sicher ich mir meiner Sache damals war.

Dann, als meine Kinder anfangen, mit unserer Erlaubnis und manchmal sogar mit Erlaubnis der Schule, freitagvormittags für ihre Zukunft und gegen die Klimakrise zu demonstrieren, habe ich mich daran erinnert, wie ich mich damals gefühlt habe, und ich habe die Hingabe und die Dringlichkeit meiner Kinder damit in Verbindung gebracht. Der Gedanken, ihnen nun meinerseits, wie mir selbst im Nachhinein, Wichtigtuerei und Überheblichkeit zu unterstellen, erschien mir von Anfang an völlig abwegig. Ich sehe ja, wie ernst es ihnen und den anderen ist. Vielleicht kann ich deshalb seitdem besser würdigen, wie ernst es mir selber 1986 war. Denn seit ein paar Jahren merke ich, dass es mir nicht reicht, das Ereignis von damals als eine Anekdote über ein paar Spinnerinnen und Spinner zu erzählen,

die dem US-Präsidenten ihre Werte und die Welt erklären wollten, indem sie diesen Vormittag nicht zu Reli, Geschi und Mathe gingen. Es ist vielmehr eine Geschichte über Hoffnung.

Die Achtzigerjahre habe ich als eine Zeit geradezu absurder Hoffnungslosigkeit empfunden. Die Angst eines Kindes und Jugendlichen vor dem Atomkrieg war so real wie die heutige Angst vor der Klimakrise. In meiner Erinnerung und meiner damaligen Wahrnehmung gab es im Gegensatz zu heute keinerlei Beschwichtigungsversuche. Die Botschaft, die ich aus der Politik empfing, lautete: Wenn es passiert, sind die anderen schuld. Zum Arsenal der nuklearen Abschreckung gehörte, die Gefahr eines Atomkrieges auch rhetorisch immer am Köcheln zu halten: Du kannst niemanden abschrecken, indem du versicherst, es würde schon alles nicht so schlimm kommen.

11

Die Botschaft, die ich zeitgleich aus der Popkultur bekam, waren Top-Ten-Hits über den Atomkrieg, einer nach dem anderen, «99 Luftballons», «Vamos a la playa», «Dancing with Tears in My Eyes». Atomkriegs-Horror-Porn von Gudrun Pausewang und anderen. Im BALI-Jugendfilmclub, wo man jeden Donnerstag für drei Mark einen neuen Kino-Blockbuster schauen durfte, lief unvermittelt die Vorschau des Atomkriegs-Schockers «The Day After», und auf dem Nachhauseweg, die nächste Woche, die nächsten Monate hatte ich die drastischen Bilder sterbender, schreiender, weinender Menschen im Kopf. So wird das also.

Es ist fast nicht mehr zu vermitteln, wie real das war, aber ich habe unter Menschen meines Alters noch niemanden gefunden, der mir deutlich widersprochen hätte. Das liegt vielleicht an meinem Bekanntenkreis. Oder daran, dass wir

damals in Westdeutschland und West-Berlin in einer Atmosphäre politisch forciert Hoffnungslosigkeit aufwuchsen.

12

Wenn ich nun heute an unseren Streik und unsere Demo nach den Angriffen auf Libyen im April 1986 denke, dann wird mir klar: Das gute Gefühl auf dem Flechtstuhl in Zehlendorf-Mitte und auf der Straße in Schöneberg und im Konrektor-Büro war nicht Arroganz oder Selbstbesoffenheit, sondern Hoffnung. Es waren Augenblicke von Selbstermächtigung, von Selbstwirksamkeit: In diesen Momenten fühlte es sich an, als könnte man eben doch etwas tun und als wäre das, was man tat, nicht wirkungslos. Eine Strafe und Widerspruch sind auch Wirkungen. Sicher sind wir nicht gehört worden, aber wir haben gesprochen, und es war berauschend zu spüren, wie daraus Zuversicht entstand.

Ehrlich gesagt wird es im Folgenden immer wieder darum gehen, dass Hoffnung ein Gefühl, aber eben auch eine Handlung ist. Manchmal habe ich den Verdacht, dass es, wenn es um Hoffnung geht, vielleicht doch so einfach ist, wie es Erich Kästner in seinem Gedicht «Moral» schreibt: «Es gibt nichts Gutes. Außer man tut es.» Dass also Hoffnung auch in schwierigen oder hoffnungslosen Zeiten daher kommt, dass man handelt. Sich wehrt, was sagt.

Man kann aber nicht immer etwas tun. Oft kommt es einem auch sinnlos vor, etwas zu tun, und dann wird die Sinnlosigkeit überwältigend, sie verbindet sich mit der Hoffnungslosigkeit wie zwei Blobs in einer sehr düsteren Lavalampe. Sich Hoffnung machen ist nicht so einfach, wie sich ein Käsebrot, einen Kaffee oder sich Sorgen zu machen. Die Zutaten, um sich Hoffnung zu machen, sind viel schwieriger zu finden als die, die man braucht, um sich Sorgen zu machen.

Darum möchte ich versuchen, das Tun und Machen zu

ehren, aber auch, einen oder zwei oder drei Schritte zurückzugehen und überhaupt erst mal zu schauen, was man braucht fürs Gutes-Tun und Hoffnung-Machen. Schon damals brauchte ich einen Anruf und die feste Überzeugung, das Richtige zu tun, um Hoffnung erfahren zu können. Nicht die konkrete Hoffnung, eine mögliche Eskalation zwischen den USA und der Sowjetunion, vertreten durch Libyen und dessen Verbündeten Syrien, zu verhindern, indem wir Äpfel aus gestreiften Stoffrucksäcken aßen. Sondern die unkonkrete Hoffnung, in Wut und Angst nicht allein zu sein. Wenigstens in sich selbst was zu verhindern, indem man nicht tatenlos zusieht. Andere vielleicht auch ein bisschen zu ärgern, Autoritätspersonen, Stellvertreter.

13

Das heißt, es geht im Folgenden auch darum, etwas womöglich in manchen Situationen Unkonkretes durch konkrete Beispiele greifbarer, handfester, machbarer werden zu lassen.

Außerdem, wer sagt, es hätte nichts gebracht, und wir wären einfach nur überheblich gewesen. Diese Einschätzung mag stimmen, aber was vor allem stimmt und was sich im Gegensatz zu dieser Überheblichkeits-Hypothese unwiderlegbar nachweisen lässt: Der Atomkrieg hat damals nicht stattgefunden.

2. Das Ding mit Federn

14

Eine ganze Zeit lang habe ich recherchiert, um aufzulisten, warum es so schwierig, vielleicht sogar unmöglich ist, sich und, falls vorhanden, den eigenen Kindern Hoffnung zu machen. Also, die Gesamtsituation betreffend. Stichwort Klima. Von der Pandemie mal abgesehen. Und den näher an Mitteleuropa rückenden Kriegen. Dem Angriff auf politische Grundrechte in westlichen Staaten. So stellte ich mir das vor: am Anfang des Buches kurz dieses düstere Panorama, falls es jemand vergessen haben sollte. Und dann vor diesem dunklen Hintergrund langsam die Hoffnung hochziehen.

Ich habe mich dagegen entschieden.

Die Recherchetage waren deprimierend.⁴ Wie viel Grad sind noch erreichbar, wie viel wären das Ende. Was ist realistisch, was ist nicht mehr zu retten. Welche Küstenlinien. Was für Wetterveränderungen. Zahlen von Menschen. Andere Zahlen von Menschen. Was müssten wir jetzt tun. Was tun wir nicht. Wieder einmal drohte mir über das, was sich abzeichnet, die Hoffnung komplett verloren zu gehen. Ich setze daher im

⁴ An dem Wochenende, an dem ich anfangs, diesen Text zu überarbeiten, geht die Meldung durch die Medien, dass die Weltmeere sich auf eine geradezu absurde Art und Weise erwärmen, in einem Ausmaß, das vor zehn Jahren noch als sehr unwahrscheinlich galt. In der Woche, als ich das von der Lektorin redigierte Manuskript überarbeite, haben sich gerade die heißesten Tage der Menschheitsgeschichte aneinandergereiht.

Folgenden die elementare Bedrohung von allen und allem durch die Klimakrise voraus, ohne sie auszuschmücken.⁵

Das Problem ist: Die Kinder setzen diese Bedrohung auch längst voraus. Meine eigenen waren achtzehn und fünfzehn, als ich anfang, dieses Buch zu schreiben. Das Thema begleitet sie seit ungefähr vier, fünf Jahren. Vielleicht, seit Greta Thunbergs Schulstreik zum ersten Mal in den Kindernachrichten bei KiKA auftauchte, im Herbst 2018. Das Jahr 2019 war für sie das Jahr, in dem sie anfangen zu begreifen, was eigentlich los ist. Und auszuloten, wo noch Hoffnung ist. Dann kam etwas dazwischen. Kein Hoffnungsschimmer, sondern Corona. Dann der russische Angriff auf die Ukraine.

15

Die Kinder sind jetzt eigentlich in einem Alter, in dem sie, wenn alles gut laufen würde, langsam von der Hoffnung auf die Zukunft befeuert werden müssten, einer Art Lebensvorfreude. Sobald man sich als Kind der eigenen Vergangenheit und des Verstreichens der Zeit bewusst wird, beginnt die Erwartung, dass es in der Zukunft besser oder noch besser werden wird. Mehr Geschenke, ein eigenes Zimmer, Freunde in der neuen Schule, eine Lehrstelle oder ein Studienplatz, Ziele. Nur, dass das alles sich in der Erwartung viel größer und weniger banal anhört als in dieser Aufzählung. Die Jugend hat Heimweh nach der Zukunft, wie es im vom vielen Zitieren mattgegriffenen Satz von Sartre heißt. Ich glaube, Heimweh nach der Zukunft ist ein anderer Ausdruck für Hoffnung. Und worauf haben Kinder und Jugendliche ein Recht, wenn nicht auf Hoffnung?

Das ist kein abstrakter philosophischer oder theologischer

⁵ Falls Sie der Ansicht sind, dass der Klimawandel nicht menschen- und vor allem nicht industriegemacht ist, dass wir ihn ruhig auf uns zukommen lassen können und dass wir das alles schon irgendwie hinkriegen werden, dann bedanke ich mich, dass Sie dieses Buch dennoch lesen. Ihre Position wird in Kapitel 9 verhandelt.

Begriff, sondern – hoffentlich – eine Alltagserfahrung, ein Lebensgefühl. Hoffnung ist seit den 1980er-Jahren ein beliebter Forschungsgegenstand, lese ich in «Psychologie Heute». Vielleicht nicht ohne Grund seit einer Zeit, als die Welt am Dauerrand der atomaren Vernichtung zu stehen schien. Der Psychologe Charles Snyder glaubte damals, die Hoffnung von Menschen auf der «hope scale» erfassen zu können. Ich möchte, dass meine Kinder bei zehn sind auf meiner nach oben offenen Raether-Skala der Hoffnung. Aber ich fürchte, sie fragen sich hin und wieder, warum und wie viel Hoffnung sie überhaupt haben können.

Beide Kinder sind grundsätzlich so zuversichtlich und albern, wie ich mir das immer gewünscht habe, für mich und für sie. Und sie sind offener, als ich es als Kind war. Ich wäre Anfang der Achtziger nicht auf die Idee gekommen, meine Eltern zu fragen, ob wir alle im Atomkrieg sterben werden. Die Aussicht schien mir realistisch, aber ich hatte das Gefühl, ich müsste das mit mir selbst abmachen, vielleicht noch mit meiner Schwester, die Eltern hatten genug um die Ohren. Ich bin froh, dass die Kinder heute das Gefühl haben, sich an mich wenden zu können.

Aber, meine Güte, womit sie sich an mich wenden. Abends sitze ich manchmal mit meinem Sohn in einem Raum, er ist zu alt, um viel Zeit mit mir zu verbringen, aber es kommt recht oft vor, dass ich auf dem Sofa liege und lese, und er sitzt am Tisch, isst und schaut dabei Videos. Abends, so gegen elf. Dann nimmt er sich mit einer ganz charakteristischen Bewegung die AirPods aus den Ohren und dreht sich zu mir und spricht mich auf irgendwas an, worüber er gerade ein Video gesehen oder einen Podcast gehört hat. Zum Beispiel: «Was glaubst du, wie in dreißig Jahren die Welt aussehen wird? Also jetzt mal

ganz ehrlich.» Mit offenem, fast klinischem Interesse. Oder meine Tochter sagt, wenn wir nach der Schule zusammen Mittag essen und dabei unseren Gedanken nachhängen, ganz unvermittelt: «Ich weiß gerade gar nicht mehr, ob ich Kinder will.» Sie klingt fast verblüfft, es ist eine Beobachtung, eine Feststellung, noch kein Bedauern eines möglichen Verlustes: Hä, als Vorschülerin wollte ich Tagesmutter werden, und jetzt weiß ich nicht mal mehr, ob ich noch Kinder will? Krass. Weil, wer weiß, wie die Welt in dreißig Jahren aussieht.

17

Hoffnung, haben Psychologen der Universitäten Amsterdam und Tilburg 2020 veröffentlicht, wird am meisten mit den Begriffen «desire» (also Verlangen, Sehnsucht), «positiv» und «Zukunft» in Verbindung gebracht. Es ist ein bisschen wie das parodistische Forschungsergebnis, Wasser sei nass, aber es gibt mir zu denken: Das Verlangen, die Sehnsucht nach einer positiven Zukunft ist noch da, aber wie groß ist das Vertrauen der Kinder, dass diese Sehnsucht auch erfüllt werden wird, wenn sie sich und mir solche Fragen stellen?

«Na ja», ich versuche, die Zukunftsfrage meines Sohnes ehrlich zu beantworten. «Ich glaube, dass das Leben in den nächsten zwanzig, dreißig Jahren sehr viel schwieriger werden wird, aber dass wir und ihr zu den Leuten gehören werden, die damit einigermaßen klarkommen werden. Aber es wird bestimmt nicht leicht. Und wir können auch nicht nur auf uns selbst schauen.» Um ein Haar sage ich, wir schaffen das. Ihr schafft das. Ich finde meine Antwort ausweichend, aber ich stelle fest, dass sie gerade vage genug war. Mein Sohn nickt, auf pragmatische Weise zufriedengestellt, und es bricht mir das Herz. Zu meiner Tochter sage ich, der ich auf unvernünftige Weise kaum erwarten kann, Großvater zu werden, ein Baby-

freund erster Ordnung: «Das musst du doch jetzt noch nicht wissen. Das siehst du dann.»

18

Ist es das, was Eltern und Kindern, für alle, noch bleibt? Die Dinge auf sich zukommen lassen zu können? Sich auf pragmatische Weise damit zufriedengeben, dass wir auf absehbare Zeit irgendwie über die Runden kommen werden, viele andere Menschen aber nicht? Was für eine Art von Hoffnung ist das?

Am Anfang, vor langer Zeit, im Jahr 2019, schienen Aktionen und Rituale den Kindern Hoffnung zu geben, und ich ihnen, indem ich ihnen ermöglichte, daran teilzuhaben. Also sind wir mit ihnen zu Fridays-for-Future-Demonstrationen gegangen. Als die Schule dafür freigab, haben wir mit anderen Eltern besprochen, wer die Kinder diesmal mitnimmt. Meine Tochter und ihre Freundinnen waren elf, zwölf und malten Plakate. Das meine ich mit einem Ritual, das Hoffnung macht. Meine Tochter malte eine Erdkugel mit blauem Wasser und grünen, vage vertrauten Kontinenten, und darauf, als wäre die Welt ein Zifferblatt, die Zeiger der Uhr, die auf kurz vor zwölf stehen sollten. Das misslang ihr mehrfach auf komische Weise, sodass die Zeiger am Ende, weil sie annähernd gleich lang waren und die Erde nicht ganz rund, auf etwa drei nach zwölf standen. Wie passend, dachte ich bitter, sagte aber nichts. Die Mädchen lachten über die Weltkugel mit der unklaren Uhrzeit und schwenkten sie trotzdem, sie riefen «Save the turtles!», weil das gerade ein Meme war und sie schon in Memes kommunizierten. Vielleicht war und ist Fröhlichkeit plus Pragmatismus plus Durchwurschtelei gleich Hoffnung. Und zwar die beste, die wir gerade noch haben. Mein Sohn, drei Jahre älter, schwänzte die Schule, um zur Fridays-for-Future-Demo zu gehen, und irgendwann schwänzte er die Schule

und die Fridays-for-Future-Demo, um einfach nur mit seinen Freunden in der Stadt abzuhängen, das fand ich fast noch besser, weil: auf jugendliche Weise noch hoffnungsvoller.

Es gab in den letzten Jahren gar nicht so viele journalistische Texte über das Schwinden der Hoffnung, wie man während des Schwindens der Hoffnung vielleicht denken würde. Vor zwei Jahren hat Thomas Assheuer in der «Zeit» in einem geschichtsphilosophischen Text unsere Lage so umrissen: «In der Klimakrise begegnet die Zivilisation ihrer eigenen Endlichkeit, und fürs Erste ist die Zukunft kein offener Horizont mehr, kein Möglichkeitsraum, sondern wiederkehrende Vergangenheit: Uns Endverbrauchern kommen die Sünden des fossilen Zeitalters aus der Zukunft entgegen, all die Umweltverbrechen, der ganze Dreck von gestern.» Und angesichts der scheinbaren Unausweichlichkeit dieser Entwicklung wirft er die Frage auf, die ich auch zwischen den Zeilen der Gespräche mit den Kindern lese: «Wie hält man das aus?» Assheuer schreibt, als «sinnstiftendes und alle beflügelndes Motiv bliebe dann nur die Hoffnung auf einen evolutionären Lernprozess», und er appelliert in einer großen Geste, weit entfernt vom Abendbrottisch, an «die Regierungen», im Sinne einer «Fiktion des Als-ob» zu handeln: so, als ob die anderen Staaten im Sinne des Klimaschutzes und der Weltrettung schon mit ihm Boot wären. Als Vorbild, und um überhaupt etwas zu tun.

Wie aber soll man sich selbst, wie soll man den Kindern Hoffnung machen mit Appellen an Regierungen? Sie haben an Regierungen appelliert und wurden dafür von Regierungen und ihren Organen als Schulschwänzer und Gewalttäter behandelt. Wo ist da Hoffnung?

Die Kinder sind aber auf Hoffnungssuche, und sie schauen zu mir. Ihre Mutter hat eine naturwissenschaftliche Ausbildung,

sie kann schwierige und bedrohliche Zusammenhänge mit einer gewissen nüchternen Distanz erklären, die, das merke ich, tröstlich ist. Ich verfüge über keinerlei Fachkompetenz, was die Herausforderungen der Zukunft angeht. Weder kann ich aus Klimamodellen Hoffnungen herausrechnen, noch könnte ich im Zweifelsfall ein Dach neu decken oder Kartoffeln im Selbstversorgergarten ziehen. Ich arbeite als Autor, also kann ich einen Essay darüber schreiben, wie schwierig das alles ist. Ich habe Nordamerikanistik mit Schwerpunkt Literaturwissenschaften studiert, ich kann also sagen: Oh, fuck.

Oder ihnen ein Gedicht vorlesen. Vielleicht lieber erst mal mir selbst. Ich erinnere mich, dass mich im Studium kaum etwas so sehr beeindruckt hat wie die Gedichte von Emily Dickinson (1830–1866). Eines ihrer berühmtesten beginnt mit dem Vers «Hope is the thing with feathers», Hoffnung ist das Ding mit Federn. Das Gedicht trägt die Nummer 314 und stammt aus dem Jahr 1861:

«Hope» is the thing with feathers -
 That perches in the soul -
 And sings the tune without the words -
 And never stops – at all -

And sweetest – in the Gale – is heard -
 And sore must be the storm -
 That could abash the little Bird
 That kept so many warm -

I've heard it in the chillest land -
 And on the strangest Sea -
 Yet – never – in Extremity,

It asked a crumb – of me.

Oder, in etwa, auf Deutsch:⁶

*Hoffnung ist das Ding mit Federn –
Das in der Seele hockt –
Und singt die Weise wörterlos –
Und dabei – niemals – stockt –*

21

*Am süßesten – in der Bö – zu hör'n –
Und bös ist der Orkan –
Der dieses Vögelchen beschämt,
Das viele hielt so warm –*

*Ich hörte es im tiefsten Frost –
Und auf der See so schauerlich –
Doch – nie – in allergrößter Not,
Bat es um Körnchen – mich.*

Das Ding mit Federn, das in der Seele sitzt, unaufhörlich die Melodie ohne Worte singt, besonders schön, wenn es stürmt. Und was für ein ätzender Sturm das sein müsste, der das Vögelchen zum Schweigen bringen könnte, dessen Lied so viele warm gehalten hat. Ich habe es in kältesten Gegenden und auf fremdster See gehört, sagt Dickinsons lyrisches Ich, doch nie hat es, selbst in größter Notlage, einen Krümel von mir verlangt.

Die Kinder verstehen dank YouTube und TikTok zwar

⁶ Die US-amerikanische Poetry Foundation hat im Internet sehr gute Ressourcen über Emily Dickinson und ihre Gedichte (www.poetryfoundation.org/poets/emily-dickinson). Die deutschen Übersetzungen hier und in Kapitel 10 sind Versuche von mir. Alle Texte von Emily Dickinson findet man auf Englisch unter www.edickinson.org.

ganz gut Englisch, aber kaum würde ich ihnen Hoffnung geben, wenn ich ihnen Dickinsons «Hope is the thing with feathers» vortrüge, erst recht nicht in meinem Deutsch. Wo möglich steckt aber in diesen dreimal vier Versen, was ich selbst brauche, um mir die Frage zu beantworten: Wie kann ich den Kindern Hoffnung geben?

[...]